



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schulz, Emil: Aus dem dunkeln Kapitel der chinesischen Kultur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Aus dem dunkeln Kapitel der chinesischen Kultur

Von Emil Schulz in Hamburg



Ippolyte Taine sagt in seinen geistvollen und von der feinsten Beobachtungsgabe zeugenden „Aufzeichnungen über England“ (S. 119): „Der Graben, der hier Tugend und Laster voneinander trennt, ist tief und steil und hat nicht, wie in Frankreich, Treppen.“ Hätte dieser große Kulturhistoriker und Verfasser des „Modernen Frankreich“ China kennen gelernt, so würde er über dieses Land das gleiche Urteil gefällt haben, soweit die Stellung des Weibes zur Familie und zur Gesellschaft in Frage kommt. Trotz der nahen Verwandtschaft zwischen Japan und China kann man sich, was die Stellung des Weibes zum Manne betrifft, kaum einen größern Gegensatz denken als den zwischen diesen Ländern auf diesem Gebiete. Der Grund hierfür ist ohne Zweifel in der Morallehre des großen chinesischen Reformators Kong-futse zu suchen. Hat Mohammed auch befohlen: „Kein Mann darf das Gesicht eines Weibes sehen, das nicht seine Mutter, Gattin oder Schwester ist“, so verbietet er doch nicht, ein Weib bei Lebensgefahr durch körperliche Berührung zu retten. Anders urteilt Kong-futse (700 v. Chr.). Von einem Jünger gefragt, ob es einem fremden Manne wenigstens erlaubt sei, ein Weib in Todesnot durch körperliche Berührung, zum Beispiel Darreichung der Hand vor dem Ertrinken zu retten, antwortete er kurz: „Vielleicht!“ ohne auf die ihm offenbar sehr peinliche Frage weiter einzugehen. Bei einem solchen Stande der Moral ist es kein Wunder, daß den chinesischen Prostituierten der Stempel der tiefsten sozialen Erniedrigung und untilgbaren Schmach aufgedrückt ist.

Man sollte nun annehmen, daß es keine oder doch nur geringfügige Unterschiede zwischen Prostituierten geben könne. Aber auch in China erwies sich das Bedürfnis der sozial hochstehenden Kreise nach einer bessern Halbwelt stärker als Gesetz und Sitte. Freilich zu der gesellschaftlich sogar feststehenden Stellung, die hervorragende Courtisanen zum Beispiel in Frankreich einnahmen und noch einnehmen, kann es in China auch die gebildetste und schönste Halbweltlerin niemals bringen. Von dieser höherstehenden Prostitution will ich im folgenden meine Beobachtungen und Eindrücke schildern, denn meines Wissens findet man darüber in den Reisewerken und Schriften über dieses merkwürdige Land und seine jahrtausendealte Kultur sehr wenig oder gar nichts. Gewiß, Cantons Blumenboote, Schanghais und Tientsins landläufige Bordelle werden häufiger kurz erwähnt, wofern die Schriftsteller es nicht vorziehen, dieses überaus interessante Kapitel zur Beurteilung eines Volkes entweder totzuschweigen oder mit einigen Ausbrüchen ihres moralischen Gemüts kurz zu erwähnen. Aber das intime Leben der chinesischen Demimonde, ihr Werdegang, ihre Stellung in der Lebewelt und Gesellschaft ist für die Europäer durchweg eine terra incognita geblieben. Auch ich verdanke

meine Kenntnisse auf diesem Gebiete, das die fremdenfeindlichen, reichen Stockchinesen ängstlich vor den fremden Teufeln verschließen, nur dem Zufall, daß ich während eines längern Aufenthalts im „Himmlichen Reiche der Mitte“ einen Chinesen zum Lehrer seiner Muttersprache hatte, der der erklärte Liebhaber der ersten Brettsdiva und anerkannten berühmtesten Schönheit von Tientsin war. Wegen seiner Abstammung aus einer sehr alten, vornehmen mohammedanischen Familie Tientsins (wo allein etwa 150 000 chinesische Mohammedaner wohnen) und wegen seiner Rolle als erklärter Liebhaber der ersten Sängerin der Stadt war Liu in der ziemlich zahlreichen Jeunesse dorée eine Hauptperson. Durch ihn wurde ich allmählich mit sehr vielen Mitgliedern dieser chinesischen Gesellschaftsklasse bekannt, und ich bekam so beständig Gelegenheit, zwischen europäischen und chinesischen Verhältnissen auf diesem Gebiete Vergleiche zu ziehen.

Um das Wesen der chinesischen Prostitution kurz zu charakterisieren, so ist sie ein reines Spekulationsgeschäft wie jedes andre, nur daß hier mit weiblicher Ware gehandelt wird, statt mit Zucker, Tee oder Mehl. Kein Wunder, daß die Stellung des Weibes dabei eine Sklaverei der niedrigsten Art ist, die sich wieder aus der fast vollkommenen Rechtslosigkeit und Unmündigkeit des chinesischen Weibes erklärt. Der gewöhnliche Lebenslauf einer chinesischen Prostituierten niederer Klasse ist der, daß das Mädchen in zartem Alter entweder von den Eltern aus Not verkauft wird, oder aber, was auch heute noch vielfach vorkommt, gestohlen oder geraubt und in eine entferntere Provinz verschleppt wird. Aber auch die Fälle kommen vor, wo entmenschte Eltern ihre Kinder zur Prostitution direkt erziehen. Ein großer Teil der so geraubten, gestohlenen oder verkauften Kinder wird im Alter von sieben bis acht Jahren in die Kinderbordelle verkauft, von denen ich persönlich vier gesehen habe. Dort geht das erbarmungswürdige Geschöpf entweder frühzeitig zugrunde oder wird noch vor dem zwanzigsten Jahre zur körperlichen und geistigen Ruine. Selten, daß sich ein Wesen aus diesen Höhlen zu einer höhern sozialen Stufe der Prostitution erhebt.

Anderz ist der Lebenslauf der gefeierten Sängerinnen und Tänzerinnen. Sie werden aufs sorgfältigste auf ihren Beruf vorbereitet. Falls sie Stimme und Temperament haben, lernen sie eine Anzahl meist langer Lieder und tanzen, wenn man bei den verkrüppelten Füßen ein menuettartiges Umeinanderschreiten zweier Mädchen — die Chinesin tanzt niemals, auch öffentlich nicht, mit einem Manne zusammen — so nennen kann. Bei diesen Tänzen halten sie ungefähr meterlange, mit Blechplättchen (eine Art Rassel) beschlagne Stäbe in den Händen, die sie rhythmisch durch sanftes Schlagen gegen Schulter und Ellbogengelenke leise zum Klirren bringen. Doch die Hauptsache ist und bleibt für die feinere Demimondäne die Ausbildung des Gesangs. Es ist mir immer ein Rätsel geblieben, worin eigentlich die Kunst und die Schönheit dieser mehr dem Kazengeheul zur Brunstzeit gleichenden und das Ohr eines Europäers aufs empfindlichste beleidigenden Gaumentöne bestand. Dabei kein Ausdruck des Vortrags, kein Heben und Senken des Tones, nicht die geringste Nuancierung; immer dasselbe harte, fast kreischende Hervorstößen und Herunterplärren der langatmigen Strophen. Was aber meine Verwunderung noch steigerte, war die Tatsache, daß eine fast stockheisere Sängerin, die in einer Art Hosenrolle auftrat (wenigstens hatte sie als Einzige keine verkrüppelten Füße und trug Knabenkleidung), mit ihren Vorträgen dasselbe lautbewundernde und ekstatische: „Chau! Chau! Tin-chau! Schan-gaudi!“ (Gut! Gut! Sehr

gut!) bei gewissen Stellen hervorrief. Dabei war es denn Stil, daß die anwesenden jungen und alten Lebegriffe den Daumen der rechten Hand aufrichteten und sich gegenseitig Kennerblicke zuwarfen.

Man wird sich am leichtesten das äußere Ideal einer chinesischen Grande-Cocotte vorstellen, wenn ich die Freundin meines chinesischen Lehrers, die eine anerkannte erste Schönheit und Sängerin war, schildere. Sie war mittelgroß, von gut genährter, sogar etwas üppiger Figur. Ich bemerke nebenbei, daß eine gewisse Üppigkeit und Rundlichkeit sowohl für männliche wie für weibliche chinesische Schönheit eine Hauptbedingung ist. Schlankheit des Wuchses und Magerkeit wird nicht geschätzt. Ihre hohe rundliche und gewölbte Stirn war genau das Gegenteil von unserm klassischen Schönheitsideal einer Frau. Die großen, braunen, leicht geschlitzten Augen glänzten und sprühten von Lebenslust, Heiterkeit und Sinnesfreude; die Nase, die sich leicht nach unten verbreiterte, war etwas fleischig und nichts sagend. Dagegen zeigten die fleischigen, stark sinnlichen Lippen beim Öffnen des Mundes ein so prächtiges und herrlich geformtes Gebiß, wie ich es mit solchen perlenartigen, gleichgeformten Zähnen noch nicht wieder gesehen habe. Leider hatte es, entsprechend dem chinesischen Mangel an Körperpflege, am Rande des Zahnfleisches einen kaffeebraunen Saum, der den Eindruck sofort herabstimmen mußte. Eine auffallende Eigenschaft war bei ihr ferner ein natürliches Inkarnat der Wangen, das zu dem Oliventeint ihres übrigen Gesichts vortrefflich stand. Wenn man sieht, wie in China den kleinen Mädchen von fünf und sechs Jahren schon die Backen mit Schminke knallrot gefärbt werden, so ist es ohne weiteres klar, daß gerade das Naturrot der Wangen eine Hauptursache war, diese „erste Schönheit“ in der Lebewelt so berühmt zu machen. Wie fast alle Bevölkerungsschichten Chinas vom schwer arbeitenden Kuli hinauf bis zum krallenbewehrten Literaten (diese ziehen über die oft 3 bis 4 Zentimeter langen Nägel des kleinen Fingers feine Gehäuse aus durchbrochener Silber- oder Goldarbeit) verfügte sie über eine wundervolle, feingeformte, kleine, weiche Hand mit zierlichen Grübchen über den Handknöcheln und Gelenken der Finger. Van Dyck hat solche Hände gemalt, nur daß die der chinesischen Demimondäne im ganzen kleiner waren. Faßte man alles zusammen, so mußte man sagen, daß ihr Gesamteindruck nach unsern Begriffen mehr ein sinnlich fesselnder, weniger ein objektiv schöner war.

Sie war von ihrem Adoptivvater gekauft und zu ihrem Beruf ausgebildet worden, um später ausgebeutet zu werden. Offenbar mußte sie beim Verkauf schon ein älteres Kind gewesen sein, denn sie erinnerte sich des Vorgangs genau und haßte ihren Sklavenhalter tödlich. Dieser, ein Mensch von ungefähr fünfundvierzig Jahren mit einem abscheulichen Blick, hatte noch eine, nach chinesischen Begriffen schöne Adoptivtochter von ungefähr achtzehn Jahren; und als dritte im Bunde verkuppelte er seine eigne, erwachsne Tochter. Es ist dieses ein raffinierter Trick der Kuppler, besonders wertvolle Mädchen als Töchter zu adoptieren und nicht als Sklavinnen zu bezeichnen. Eine Sklavin wird noch einigermaßen durch das Gesetz geschützt, während Töchter und Söhne — wobei Adoption keinen Unterschied macht — der väterlichen Allgewalt vollständig unterworfen sind. Mit diesem Trio von Schönheiten bewohnte er dicht am ersten Teechantant einen sogenannten Yamen, der aus vier aneinanderstoßenden, einstöckigen Gebäuden zu je drei Zimmern bestand, und der so gebaut war, daß er einen viereckigen Binnenhof hatte, auf den die Hauseingänge mündeten. Für das Spiel seiner Töchter erhielten weder

er noch sie einen Pfennig Gage, denn das Auftreten dient ihnen nur dazu, die junge und nicht zuletzt die alte Lebewelt anzulocken, kurz, ist ihre Reklame. Im Gegensatz zu den vornehmen Chinesinnen Tientsins, die sich niemals oder nur in dichtverhängten Sänften öffentlich zeigen, gehn sie zu Fuß über die Straße, falls das Chantant nicht zu weit entfernt liegt. Nicht selten lassen sie dabei vor und hinter sich je einen Diener schreiten, um ihre Vornehmheit und ihre Stellung zu zeigen. Ist das Wetter aber schlecht, und sind die an und für sich so schmutzigen Gassen voll tiefer Pfützen, was bei jedem Regenschall eintritt, so hängen sie sich auf den Rücken eines Kulis, die Unterschenkel um seine Hüften und die Arme um den Hals geschlagen und lassen sich wie Mehlfäcke ins Chantant oder nach Hause tragen. Diesen grotesk-komischen Anblick habe ich häufiger genossen. Sind schon viele ihrer Verehrer im Konzerthaus versammelt, so erheben diese bei ihrem Eintritt ein lautes Beifallsgeschrei, oder sie veranstalten im Laufe des „Konzerts“ eine öffentliche Schönheitskonkurrenz, bei der jeder Anwesende seine Stimme abzugeben berechtigt ist. Relative Majorität entscheidet; und mit welchem strahlenden Gesicht erzählte mir mein chinesischer Mentor, wenn seine Angebetete wieder als Siegerin hervorgegangen war! Er wußte dabei ganz genau die Zahlen aus dem Kopfe, die sich auf die zehn Sängerinnen verteilt hatten.

Wie unsre Halbwelt legt auch die chinesische auf schöne Kleidung und kostbaren Schmuck großen Wert. Da nun das dortige Frauengewand in seinem gleichförmigen, konservativen Schnitt nur wenig Abwechslung bietet, und es eine Mode in unserm Sinne nicht gibt, so wählen sie dafür um so kostbarere und schwerere Seidenstoffe zur Verarbeitung bei ihren Kostümen. Einen erlesnen Luxus entfalten sie gern in der Auswahl von wundervoll und zart gestickten Knöchelhändern, mit denen sie ihre unten spitz zulaufenden, schwarzen Atlashosen über dem Fußgelenk binden. Ebenso weisen Hals- und Brustlag, besonders aber die sehr weiten, um- und aufgeschlagenen Ärmel häufig die herrlichsten Stickereien auf weißer Seide oder Atlas auf.

Da ich meinen Lehrer des Chinesischen fast täglich als Dolmetscher bei Einkäufen in Anspruch nehmen mußte, so kann es nicht wundernehmen, daß ich die Damen des Chantants häufig bei ihrer Toilette überraschte; denn jede freie Stunde brachte er in der Wohnung seiner Herzliebsten zu. Die „Damen“ ließen sich nun nicht im geringsten durch meinen Eintritt bei ihrer Toilette stören. Es fiel mir auf, wie wenig die Halbwelt Chinas dabei die einfachsten Grundsätze der Hygiene beobachtete. So wurde zum Waschen und Reinigen des Körpers nur ein großes Becken aus getriebenem Kupfer, mit heißem Wasser gefüllt, hereingetragen, in dem ein alter, ehemals weißer, baumwollner, viereckiger Lappen von doppelter Handflächengröße schwamm. (Im Winter wäscht sich der Nordchinese nur mit heißem Wasser.) Dann zogen die „Damen“ ihr Obergewand aus und standen da in ihren schwarzen Atlashosen, die sie auch nachts nicht ablegen, und in ihrem schmutzig-grauen Hemd aus Baumwolle mit sehr kurzen Ärmeln. Mit dem zweifelhaft aussehenden Lappen fuhr man sich über das Gesicht und schüchtern über den Hals, die Hände und Unterarme bis zu den Ellbogen hinauf; damit war der Reinlichkeit Genüge geschehen. Seife kam dabei nicht zur Verwendung. Kein Wunder, daß unter diesen Verhältnissen — selbst die besittuierte Halbweltldame nimmt in China nie in ihrem Leben ein Bad — sie selber eine Quelle aller möglichen Krankheiten ist. Da man gegen solche Leiden nur von Quacksalbern hergestellte Pillen aus den sonderbarsten Ingredienzien einnimmt, so ist es

Klar, daß durch die Prostitution die verderblichsten Krankheiten in manche Familien kommen, was schließlich dazu beigetragen hat, große Volksteile zu verderben und zu vergiften.

Ist die „Waschung“ beendet, so kommt ein Hauptteil der Toilette an die Reihe, der Kopfputz, auf den die Sängerinnen den größten Wert legen. Während des Aufbaues der Frisur durch eine alte Dienerin halten sie gewöhnlich einen kleinen Handspiegel in der Hand und verfolgen die einzelnen Phasen der Prozedur sehr genau. Sie geben dabei beständig Anweisungen, und erscheint ihnen eine „Tour“ nicht effekt- und schwungvoll genug, so reißen sie sie mit ärgerlichem Griffe energisch wieder herunter. Das verdrückt indes die geduldige Alte, für die, wie bei allen Chinesen, der Begriff Zeit keine Rolle spielt, nur wenig. Ab und zu hält sie mit ihrer Arbeit inne, zieht eine ihrer langen silbernen Haarnadeln aus ihrem eignen, kümmerlich gewordenen Haarschopf, stochert in den Ruinen ihres Gebisses nach alten Speiseresten umher und steckt dann den Haarpfeil in aller Gemütsruhe wieder ins Haar. Zur Erhöhung des meist tiefschwarzen, glänzenden und üppigen Haares ihrer Herrinnen fährt sie mit einer alten Zahnbürste in einen mit Glycerin gefüllten Napf, um dann allmählich die Fettflut zu verkämmen und zu verstreichen. Als Schmuck ins Haar werden künstliche Blumen befestigt oder sehr feine Silberfiligranarbeiten in Form von Käfern, Schmetterlingen usw., die als Überzug die schillernden Federn des stahlblauen Eisvogels tragen. Zum Schluß kommt die dick aufgetragene Schminke. So geschmückt empfangen die Priesterinnen der chinesischen Venus Vulgivaga schon morgens ihre Anbeter. Sie tragen, entsprechend dem Sinne ihrer Landsleute für Sparsamkeit, morgens nur alte auszangierte Kleider, oft auch bis zum Toilettenwechsel vor ihrem Auftreten im Theater oder bei den Gastmählern reicher Kaufleute, von denen sie gegen eine Geldsumme von 30 bis 50 Mark für den Abend nicht selten ausgeliehen werden, um durch „Gesang“ die Ohren der Gäste zu ergötzen. So empfing mich die Freundin meines Lehrers morgens in einem ehemaligen Staatsgewande aus schwerer, kirschroter Damastseide von ehrwürdigem Alter, das vorn auf der Brust und tiefer von Fettflecken, Schmutz und Essensüberresten geradezu starzte. Auch wenn ihr Liebhaber zufällig einmal nicht anwesend war, gab sie auf meinen Ruf „Kai-mé“ dem Türhüter Anweisung, das immer verriegelte Eingangstor zum Hofe zu öffnen.

Waren der Besucher zu viele auf einmal, so wurden sie auf die verschiedenen Häuser des Yamens verteilt, und die Sängerinnen begaben sich von einem zum andern, um mit ihnen zu scherzen, zu lachen und zu plaudern, vielleicht auch ein Lied zu singen oder sich zärtlich in die Arme nehmen zu lassen. Für solche platonischen Besuche zahlen die Chinesen gern zwei bis vier mexikanische Dollar, das heißt vier bis neun Mark. Die täglichen Einnahmen aus diesen Besuchen beliefen sich bei meines Lehrers Freundin auf fünfundzwanzig bis fünfunddreißig mexikanische Dollar, das heißt auf sechzig bis achtzig Mark, sodaß der alte Kuppler allein aus dieser Tochter jährlich etwa 25 000 Mark zog.

Kein Wunder, daß sich die Schönen wohl ihres Wertes bewußt sind. Wird ihnen ihre Lage unerträglich, so lassen sie sich nicht selten von ihren Liebhabern entführen, brennen bei Nacht und Nebel mit ihnen nach entfernten Provinzen des Innern durch und heiraten sie dort; oder aber sie drohen mit Selbstmord, um ihren Willen in irgendeiner Sache durchzusetzen. Dieses Mittel ist sehr gefürchtet, denn die Ausbeuter wissen sehr wohl, daß in China nicht

nur die Männer, sondern auch die Frauen mit dem Selbstmord sehr rasch bei der Hand sind, denn er wird manchmal schon begangen, nur um den Wideracher zu ärgern. Von den großen Einnahmen erhält das ausgebeutete Mädchen nichts. Sie kann froh sein, wenn ihr die Kuppler die nicht selten kostbaren Schmuckgegenstände lassen, wie Ohrgehänge, Armbänder usw. aus getriebenem Golde mit reicher Verzierung oder die noch höher geschätzten Armringe aus Nephrit, chinesisch Jade genannt.

Eine der Haupttätigkeiten der Mädchen darf ich nicht unerwähnt lassen, nämlich die Zubereitung der Opiumpeifen für die sie besuchenden Männer. Ich will dabei nur kurz sagen, daß die Alkoholpest bei uns nicht so schlimm ist wie die grassierende Opiumpest der großen chinesischen Städte des Nordens. So lebt sie scheinbar sorgenlos dahin, tändelnd, sich pudelnd und das Leben genießend. Und das Ende vom Liede? Es gleicht in vielen Stücken dem ihrer europäischen Schwestern. Hat sie das Glück, sich eines reichen, verliebten Anbeters zu erfreuen, so kauft dieser sie vielleicht um schweres Geld dem Besitzer ab und macht sie trotz dem heftigsten Sträuben seiner Hauptfrau zum Nebenweibe. Denn die aus guter Familie stammende erste, rechtmäßige Gattin (auf tadellosen Ruf der ersten Frau und ihrer Familie legt der Chinese den höchsten Wert) sträubt sich natürlich mit Händen und Füßen gegen das Nebeneinanderwohnen mit einem Weibe von der Vergangenheit einer öffentlichen Sängerin. Und diesen tödlichen Haß gibt die zur Nebenfrau erhobne Courtisane reichlich zurück. Ihre Vergangenheit liegt als unüberbrückbare Kluft zwischen ihnen. Eine der Hauptursachen der Todfeindschaft seitens der Hausfrau besteht darin, daß sie die Nebenbuhlerin im Besitze der Liebe ihres Gatten weiß, dem sie einst, ohne gefragt zu werden, nur nach rein äußern Rücksichten, oft aus Geschäftsinteresse, durch die Eltern angetraut wurde. Andererseits wird der ehemaligen Sängerin das Leben durch den Gedanken verbittert, daß sie den Hauptwunsch jedes verheirateten Weibes nach der Mutterschaft selten erfüllt sehen wird. Sollte aber ausnahmsweise eine ehemalige Angehörige der chinesischen Lebewelt als Nebenfrau doch schwanger werden, nun „so kann sie eben keine Kinder bekommen“, wie mir ein junger, vornehmer Chinese auf meine Frage zur Antwort gab mit einem so bezeichnenden Zug um den Mund, der jede weitere Erörterung überflüssig machte. Wer chinesisches Wesen kennt, dem erscheint die Durchführung dieses Grundsatzes als durchaus verständlich.

Für den Chinesen, auch die mohammedanischen Glaubens, spielt bekanntlich die Ahnenverehrung eine Hauptrolle in ihren religiösen Vorstellungen. Will deshalb der Chinese dem andern eine tödliche Beleidigung antun, so beschimpft er dessen Vorfahren, namentlich die Mutter. Nun denke man sich das unglückliche Los von Kindern, denen man mit Recht vorwerfen könne, daß die Mutter eine „Frau mit einer Vergangenheit“ gewesen sei. Schon im zartesten Alter würden ihre Nachkommen wie die Pest von andern Kindern gemieden werden; und Kinder sind bekanntlich fast ohne Ausnahme grausam. Der Chinese ist in diesen Sachen so intolerant, daß er nie einen Kuli oder eine Dienerin in sein Hauswesen nehmen wird, die jemals auch nur in einem öffentlichen Hause im Dienste gewesen sind.

Um deshalb die rechtmäßige, erste Frau doch einigermaßen zu schützen, bestimmen Gesetz und Sitte, daß ein junger Ehemann vor Ablauf einer bestimmten Zeit kein Nebenweib ins Haus nehmen darf. Für den Fall aber, daß ihm seine erste Frau einen Sohn geboren hat, darf er überhaupt ohne

ihre Zustimmung kein zweites Weib nehmen. Nur höchst ungerne und nach heftigem Sträuben geben sie diese Erlaubnis zu einer zweiten Heirat, wenn es sich um ein Nebenweib aus anständiger Familie handelt. Hört sie aber, daß das Nebenweib eine Sängerin aus einer öffentlichen Singpielhalle sein soll, so kommt es zu einem erbitterten häuslichen Kriege, der nicht selten damit endet, daß der Gatte der Sängerin einen Namen irgendwo in der Stadt mietet und ganz zu ihr zieht. Sein eheliches Heim betritt er nun nicht mehr, indem er zu dem echt chinesischen Mittel greift, die Sache hinzuziehen und den Gegner zu ermatten. Gewöhnlich kommt es denn auch so, daß die rechtmäßige Frau im Kampfe zuerst erlahmt und nachgibt. Doch kenne ich verschiedene Fälle, wo die Frauen es vorzogen, lieber auf jede fernere eheliche Gemeinschaft zu verzichten, als ihre Einwilligung zu dem Nebeneinanderwohnen mit einer Demimondänen zu geben.

Man wird unter diesen Umständen begreifen, daß das Los, als Nebenfrau ihr Leben zu beschließen, nur eine verhältnismäßig kleine Zahl der Teehausängerinnen trifft. Gewöhnlich ist der Lebenslauf eines „weiblichen Invaliden der Liebesarmee“ der auch bei uns übliche. Mit zunehmendem Alter und mit dem Verlust ihrer Reize sinkt sie im Marktwerte. Ihr Ausbeuter entledigt sich ihrer wie eines abgetragenen Kleidungsstücks, indem er sie an Freudenhäuser niedriger Gattung weiterverkauft, wo sie entweder ganz verkommt oder als Dienerin oder Hauskflavin ihr Leben fristet. Hier erlebt sie dann mit grauen Haaren und zahnlosem Munde jahrein jahraus ihr eignes Schicksal von neuem an den jungen kaum erblühten Mädchen, die wie sie dem unerfättlichen Moloch „Prostitution“ in den Nachen geworfen werden. Die chinesische Sängerin kann wirklich von sich sagen: *Lasciate ogni speranza.*



Einquartierung

Von Georg Stellanus

(Schluß)



August hatte Suschen ihr kleines Paket wieder eingehändigt und dafür den mit Emil verabredeten Grund angegeben. Sie hatte die Siebenmeilenstiefel ohne viel Umstände bis auf weiteres in die Ecke gestellt und sich gesagt: daß ein Soldat schon eine habe, sei ja nicht weiter zu verwundern, und daß er die Hosenträger nicht trotzdem als gute Priese habe mitgehn heißen, sei ein Beweis, wie recht sie gehabt habe, ihn für einen braven Kerl zu halten. Wäre der Mißerfolg ihrer Hosenträger Hannchen bekannt geworden, würde er ihr ungleich peinlicher gewesen sein, und hätte sie gar gewußt, daß Hannchen die eine war, die der nette Gefreite „schon hatte“, so würde die Sache kaum ohne einige Tränen und ohne längeres Schmollen abgegangen sein.

So saßen die drei Frauen einträchtiglich beieinander im Hofe vor der Tür, mit Nähen beschäftigt, und besprachen, was sie nach der Kirche von Bekannten über das und jenes gehört hatten. Der Hof war wie ausgestorben: wer abkommen konnte, war ins Dorf zu Tanze gegangen, wer wegen der Kälber und der Milch